

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sterne und Blumen. 1881-1925 1925

22.11.1925

Illustrierte Beilage



Neues Mannheimer Volksblatt

Nr. 47

Sonntag, den 22. November

1925



Blick in ein Hafenbecken von Duisburg — Ruhrort
(Zu unserem Artikel „Industrie“)

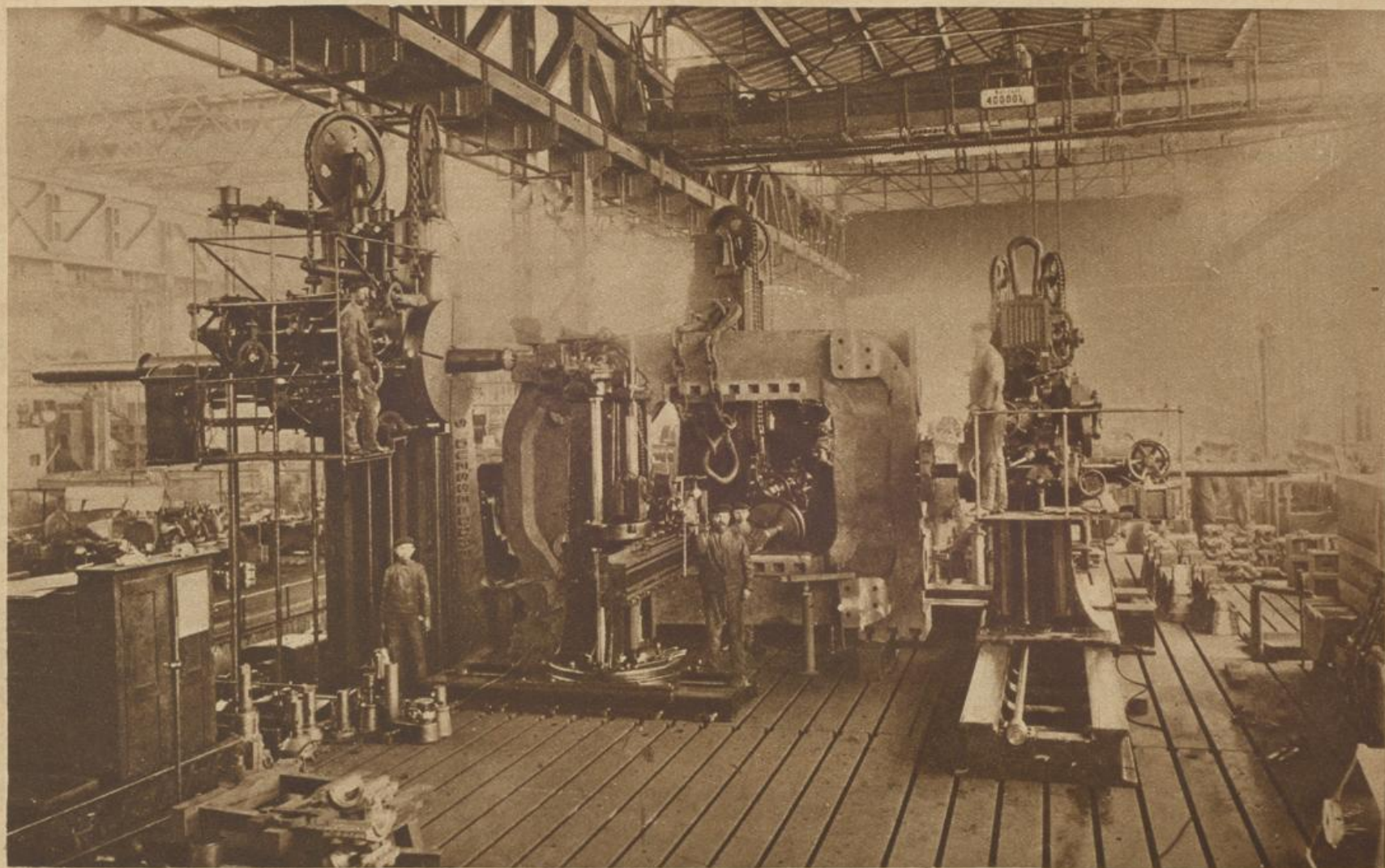
Industrie

Wer immer aus deutschen Landen das Gebiet betritt, das sich längs der Ruhr von Hagen-Dortmund bis Duisburg erstreckt, der wünscht sich bald die Stunde herbei, wo er wieder freundlicheren, gastlicheren Stätten sich zuwenden kann. Ein neuer ihm unbekannter Rhythmus des Lebens umbrandet ihn. Hast und Jagen erfüllt die gewaltig sich dehnenden Straßenzüge, brandet zurück an den steinernen Stadtmeeren, die in schier unzählbarer Schar diesen Landstrich ausfüllen. Raum 50 Jahre



Krupp-Rheinhausen — Arbeiterhäuser

nicht allein bekannt durch seine Häfen, die größten Binnenhäfen der Welt, sondern auch als Sitz der bedeutendsten Werke der deutschen Stahlindustrie. Demag, Rhein Stahl, Phoenix; in Oberhausen bei Duisburg die Gutehoffnungshütte, im Norden auf Hamborn zu Thyssen, im Süden auf der anderen Rheinseite Krupp-Rheinhausen, die Kupferhütte, Vulkan, Harkort, sie alle haben um und in der



Bearbeitung eines Walzenständers

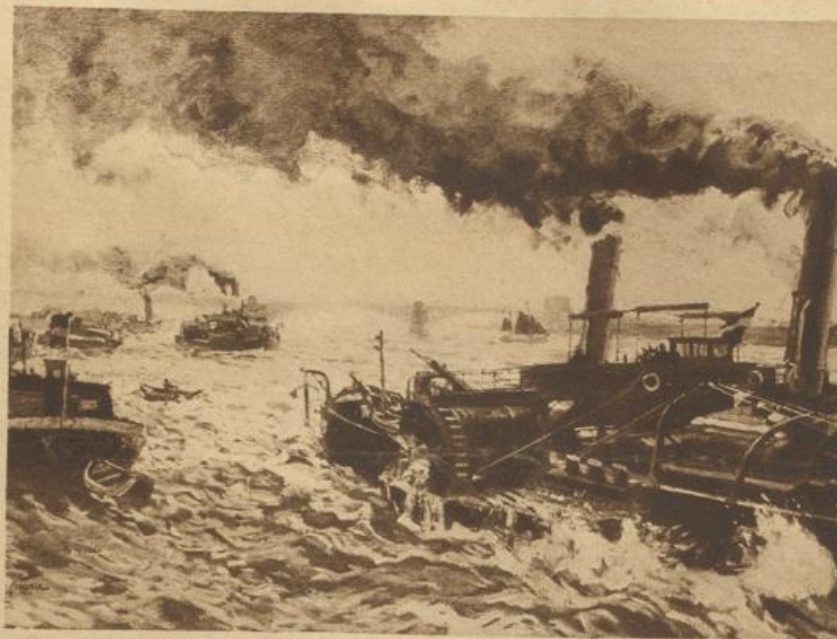
sind vergangen, seitdem aus den meist bäuerlichen Orten Städte von Weltruf entstanden sind. Klangvolle Namen, Zeugen deutschen Fleißes und deutscher Arbeit, treten uns allerwärts entgegen, Namen, die weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus bekannt sind. Von den vielen Plätzen dort an Rhein und Ruhr zeigen wir heute eine Anzahl Bilder aus der Großstadt Duisburg. Duisburg ist



Am Hafen von Duisburg

schnellgewachsenen Stadt einen gewaltigen Wald von Schloten aufgerichtet. Am Morgen, am Abend, wenn die Schichten wechseln, gellen die Sirenen, Scharen von Arbeitern füllen die zu den Werken führenden Straßen. In den Straßen hezen die Kraft- und Lastwagen, eilen geschäftigen Schrittes die Menschen, rasseln auf oft schlechtgeschienten Straßen die Trambahnen, bahnen moderne Autobusse von riesigen Ausmaßen sich den Weg. Wie im Erwerbsleben, so im ganzen Bereich des täglichen Lebens scheint es kein „Stillstehen“, kein „Atemholen“ in befreiender Ruhe zu geben. Nirgends wie hier gilt das Wort: „Wer rastet, rostet“. Doch trotz aller Hast, Un-

ruhe und Härte, die das Leben hier ausspricht, ist seine tiefere Gestalt nicht zu verkennen. Hier in Duisburg und weiter im ganzen Ruhrgebiet, „der Schmiede der Welt“, schafft zielbewußter Wille, ringt und erarbeitet Brot und Nahrung Millionen, die sonst darben müßten, hilft einem Volk groß, selbstbewußt auf die Taten seines Könnens zu werden. Alles ist hier vereint, den Beruf der Stadt zu unterstützen. Ruhr und Rhein vereinigen sich hier, haben in ihren Niederungen Land in früheren Jahrhunderten geschaffen, durch die weitschauende Arbeit schon vor Jahren die langen Hafnarme zog. Tausende von Rähnen, Schleppern laufen hier ein und aus. Eisenbahnlinien längs der Hafenbecken holen und bringen die Güter. Elevatoren senken ihre hungrigen Mäuler in die Schiffe, saugen das Korn in die gewaltigen Lagerhäuser, Krane freischen, pfeifende Signale gellen, die Schiffsglocken tönen. Jede große deutsche Rheinschiffahrtsgesellschaft, jede niederländische Rhein-Handels-Matschappij besitzt in Ruhrort oder Duisburg ihre Hauptkontore und Niederlassungen. Auf dem Rheine von Hamborn bis Rheinhafen sehen wir von den Brücken in Ruhrort und Hochfeld die fleißigen Schlepper die schweren Lasten, oft vier und mehr Rähne, zu



Vor der Hochfelder Rheinbrücke

Berg oder zu Tal bringen. Das Ufer säumen Werke, Werke, Werke, kein grünes Blatt ist oft auf viele Kilometer hier zu sehen. Aus der flachen niederrheinischen Landschaft auf der anderen Rheinseite starren die Zechentürme mit dem nimmermüden großen Schwungrad. Wahrlich in vielem nicht immer ein schönes, doch ein großes Bild. Und ein eigenartiger, herrlicher Zauber umhängt das ruhelose Land, dessen Schmieden auch die Nacht hindurch hämmern und klopfen und schweißen, wenn der Abend einfällt. Millionen Lichter in Straßen, Türmen, Häusern. Lampe an Lampe kennzeichnet Breite und Länge der Häfen, rote Lohe schlägt zum Himmel aus Coupol- und Hochofen, dringt hinaus aus den Montagehallen, liegt über den riesigen Walzenstraßen. Der nachtdunkle Himmel ist fahlrot erleuchtet, als brennten Städte nieder, wie einst im Kriege. Immerzu, immerzu jagt das Leben, surren die Räder der Maschinen, ächzen die beladenen Eisenbahnzüge, keuchen die Schlepper durch Hafen und Rhein. Immerzu wird hier gehämmert, geschmiedet, gefeilt und gebohrt, gehandelt und gewahrt zum Besten des Volkes, zum Besten des neuzuerblühenden deutschen Vaterlandes, — rastloser Fleiß und regsame Arbeitskraft!

DIE NEUE MOSELBRÜCKE ZWISCHEN TREIS UND CARDEN

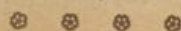
Unser Bild stellt die der Vollendung entgegengehende Moselbrücke zwischen Carden und Treis dar. Man sieht noch das gewaltige Baugerüst mit der Verschalung, die die Zementmassen der Bogen aufnahm. Die neue Brücke stellt die schönste und imposanteste Brücke der Mosel zwischen Trier und Koblenz dar. Im Hintergrunde sieht man den Jillesberg bei Treis mit der bekannten, romantisch gelegenen Jilleskapelle. Ein Kreuzweg mit den 14 Leidensstationen führt zu ihr von Treis hinauf. Die Brücke schafft die Verbindung zwischen der Chaussee, die von Koblenz bis Treis rechts der Mosel und von Carden bis Cochem links der Mosel führt. Sie steht an der Stelle, wo schon die Römer eine Verbindung zwischen beiden Mosel-uffern gesucht und gefunden haben. Bei Treis münden zwei Bachtäler, welche nach dem vorderen Hunsrück nach Castellaun und Simmern, führen. Von Carden geht die alte Straße nach dem Maifeld, nach den Orten Münstermaifeld und Pösch und Mayen. Somit ist durch die neue Brücke eine durchgehende Verbindung zwischen dem vorderen Hunsrück und dem Maifeld geschaffen, ohne daß man die Moselfähre zu benutzen braucht. Carden ist ein althistorischer Ort. Auf der Höhe westlich von Carden befinden sich



Die neue Moselbrücke

riesenhafte uralte keltische Tempelanlagen, die hunderte von Jahren v. Chr. entstanden sind. Auch die Römer hatten in Carden Niederlassungen. Die ganzen Abhänge der Berge sind voll römischer Gräber. Im 4. Jahrhundert kam der hl. Castor von Trier her und ließ sich zur Christianisierung der unteren Mosel in einer Höhle östlich von Carden nieder. Im Mittelalter befand sich in Carden ein bedeutendes Stift von Chorherren. Heute noch birgt Carden die schönste Kirche zwischen Trier und Koblenz, romanische und gotische Wohnhäuser und sonstige historische Erinnerungen in reichster Zahl. Ein Schmuckstück hervorragender Technik, wird diese Moselbrücke eine neue Zierde unserer an alten und neuen Bauwerken so reichen Moselgegend bilden und sich wirkungsvoll in den so herrlichen landschaftlichen Rahmen der Gegend einfügen.

Der Wanderer aber, der Gottes schöne weite Welt am Wanderstabe durchzieht, er möge in seinen Erinnerungen aufnehmen den Gedanken an deutschen Fleiß und Tatkraft! Technik, Kunst und Geschichte reichen sich die Hand, ihm ein Bild zu malen, das seinem Herzen unvergeßlich einverleibt ist.



Von Metkovic nach Split (Spalato)

Metkovic an der Narenta ist zugleich Seehafen. Südwärts zweigt die Bahn nach Dubrobnik (Ragusa) ab. Eilige Reisende besteigen schon hier den kleinen Küstendampfer. Wir entrinnen rasch der Enge des Bahnhofes. In dunstiger Schalterhalle am Kai lösen wir nach einem Ellbogenstieg über schwerfällige, grobe anscheinend russische (Wrangel) Soldaten, eine Karte allererster Klasse nach Split. Eine Nußschale, ein Viertel so groß wie ein Bodenseedampfer, das Deck voll öligen Kranen und Fässer nimmt uns auf. Ruhig und tranig liegt das Schiff am Flußufer. Es verspricht wenig Komfort, hat aber doch eine Kajüte mit roten Plüschbänken und Sesseln, einige Kellner, einen Kapitän. Die geruchlosen Fahrten und das enge Revier drücken letzterem ihren Stempel auf. Er hat eine rote Nase und eine ausgesprochene Begabung für Dalmatiner. Auch sonstige Fachkenntnis geht ihm nicht ab. Nach Abgabe unseres Gepäcks verlassen wir den Bauch des Schiffes und treten aufs Verdeck. Tiefblauer Himmel über Morgenwind und erste Sonnenstrahlen stehen in Vorhutgefechten. Die Sonne spielt noch, weiß sie doch, daß der heutige Tag ihr gehört. Die Narenta, die sich in ihrer Jugend in den Bergen ordentlich ausgetollt hat, strömt hier breit, ruhig und gelassen. Fast sieht es aus, als ob eine breite, blaue Straße zum Meere führte. Noch eine Stunde unsere Gebuld die Adria erwarten. Land und rauchiger Nebel bedecken sie vor unsern spähen Augen. Das Schiff zieht seines Weges wie ein altes Pferd, das täglich den gleichen Weg macht. Alles ohne Hast und Aufregung. So fahren wir von Blau zu Blau. Die Narenta wird immer breiter, oft vermählt sie sich mit weiten Lagunenseen, das Fahrwasser kaum merklich abgeteilt durch die Strömung, niedere Steinmauern oder Signale. Segel- und Rudersport zeigen spärliche Pflege bei idealen Voraussetzungen. Wir passieren die Torre di Norino, eine venezianische Truhburg. Noch einmal trauen sich die Berge vor. Ein mächtiger Vorsprung verdeckt Fort Opuz, ein ehemals wohl gefährliches Sperrwerk, dann endlich sind wir im freien Meer. Jetzt, am frühen Morgen ist es blau-grau mit silbernen Reflexen, die wie Blitze und Feuerwerk aufspringen und die Augen blenden. Freie Möven baden sich in Luft und Wasser. Man mag zu beliebiger Tageszeit Dalmatien besuchen, immer muß man feststellen, daß seine Küste und sein Meer die ideale Aquarelllandschaft darstellen. Wir fahren im Meer und alle schweigen wie ergriffen. Nicht nur wir Deutsche. Alle, auch die serbischen Soldaten. Auch ihr Auge leuchtet die Schönheit wieder und das stolze Bewußtsein: Unser ist dieses Meer und diese Schönheit! Der Drang nach Meer ist reichlich gestillt. Nicht unendlich ist dieses Meer. Ueberall stößt das Auge auf langgestreckte Inseln, die Fahrwasser und Horizont begrenzen. Aber ihre Farbe ist so dem Meere angepaßt, daß man den Blick niemals beengt fühlt. Eilige hundert Meter vom Ufer fährt unser Dampferlein. Wir überraschen die Dalmatiner sozusagen bei der Morgentoilette. Frauen in grellroten Gewändern waschen an den Ufern sich und ihre Wäsche. Im Meere spiegelt sich die Morgenidylle, kaum entstellt durch die Kringel und das Kräuseln des Wassers. So ein dalmatinisches Dorf muß man erst entdecken. Es ist meist wie ein Haufen Schwalbennester aus weiße Gestein angeklebt. Alles Material ist vom weißen Kaltgebirge genommen, das gleich einer kahlgebrannten Wand bis gegen 2000 Meter sich über die Küste erhebt. Fahrstraße und menschliche Wohnungen haben kaum Platz. Vegetation ist kaum sichtbar. Meist sind es Del- und Weingärten, auch Blumen, Gemüse und Mais, was hier gedeiht, durch Steinterrassen und Mauern den Augen entzogen. Dunklere Färbung des Gesteins läßt weit hinauf solche Schwalbendorfer erraten. Uns zu Ehren trähnen die Hähne, deren es offenbar eine Unmasse hier gibt, und tausendfältig hallt es von den hohen kahlen Wänden. Die Sonne ist gestiegen. Das Karstgebirge, ehemals hoch hinauf bewaldet, von Römern und Venezianern systematisch abgeholzt, liegt im Sonnenbrand. Das Meer wird völlig vergolbet. Die Inseln werden deutlicher sichtbar. Blendender Schein verrät Fenster von Häusern und fernen Kirchen. Der Tag erhebt sich zu Pracht. Das Leben „an Bord“ erwacht ebenfalls. Die Soldaten erzählen von Krieg und Sieg, ein eleganter Garbeoffizier aus Belgrad — ein typischer Lebemann — fühlt die Krone der Schöpfung. Wer hat unter dem Volk von Gemeinen, von Krämern, rote Hosen wie er und in die Taille geschnittenen blauen Rock? Aber ach, sein Herz ist ein armes Menschenherz. Seine Natur balkanmäßig. Wie eine Pflaume fällt er dem werbenden Kaufmann in den Schoß. Er nimmt sein Geld und der Kaufmann seinen. Niemand hat es gesehen. Der Herr Kapitän-Leutnant ist noch was er war. Matarasta — eine Schwalbenstadt! Es ist Mittag. Die Hitze groß. Nicht Oktober, nein, Juli

Reise nach Bosnien
Tagebuchblätter



Dalmatinischer Küstendampfer

T. P. A.



Spalato



T. P. A.

Karstlandschaft

wir. Ein fettes, heißes Essen in der kleinen Kajüte hat uns noch mehr erhitzt. Nun steigen neue Gesichter an Bord. Leber, Früchte, Tonnen werden eingeladen. Bettler empfangen ihre Gaben und brücken sich erst im letzten Moment, als die Brücke weggezogen wird. Uns winkt die letzte Etappe vor Spalato. Die Insel Lesina bleibt zurück, Drazza schiebt sich vor. Licht und Hitze sind übergroß. Des Aquarellkünstlers Kunst wird auf harte Proben gestellt. Oben auf hohem Felsenkamm steht kühn St. Georgs-Kapelle. Fürwahr, eine Bußfahrt dort hinauf, wo die Sonne das Gestein ausglüht und keine Pflanze Schatten deut. Spalato! Mit Stolz und Ausdruck nennt es der Slave Split. Unsere Augen waren trunken und müde von der mehrstündigen Fahrt durch Pracht und Glanz, geblendet vom grellen Weiß der langen Küstenwand, vom Gold und Silber, das die Siegerin Sonne dem Meere entriß. Spalato müßte eine Perle von Stadt sein, um nach dieser Fahrt übermäßig zu entzünden. Wir hatten schon genug und was den Dalmatinern die geretteten, meist aber ausgeforsteten Pinienhaine sind inmitten der Steingärten, das waren uns die dunkelgrünen Flecke im Kaltgebirge keineswegs. Der Dalmatinerstädte Schönheit beruht in erster Linie nicht im Anblick vom Meer, sondern im Blick zum Meer, ferner in ihren historischen, reichen Reminiszenzen und ihren Menschen. Reichlich genossen wir das alles in den nächsten Tagen. Das Hotel Bellevue, dessen feingebildeter Besitzer jeder Diplomat um seine Sprachkenntnis beneiden darf, war uns eine liebe „Operationsbasis“.



Dalmatien

Dr. O. Färber

denen ehemals stolze Römer und Römerinnen herausgesehen, die Sphit Damen haben Gold in der Kehle. Wenig steht mehr von der Pracht. Die Umfassungsmauern und die inneren Mauern zum großen Teil, ferner das Peristyl, die alte Hausstempel, dem Jupiter geweiht (S. Giovanni heute) u. a. m. Das Mausoleum des Heidentaisers aber ist heute der Dom, ein Kuppelbau, außen achteckig, innen über das interessante alte Gemäuer schwingt sich der marmorweiße Turm, gleich einer herrlichen, hohen, edlen Blume aus bornigem Beet. Eng und überdriehend (für die Straßen) sind auch die Gassen der Neustadt, die über die Hügel der Umgebung führen. Der Gang den wir zur Orientierung kreuz und quer machten, zeigte uns, daß Spalato die Stadt der Schuhmacher ist. Man braucht viel Schuhe hier. Aus Steinplatten sind alle Straßen und Plätze, selbst die Dächer der Häuser sind vielfach nur Kalkplatten. Den ersten Abend weilte ich allein auf dem Monte Marian, dem Stolz der Sphit. Eine herrliche künstliche Anlage. Marmorterrassen führen bequem zum Aussichtspunkt und einem sehr geschätzten Pinienwald auf einer Bergkuppe über Meer und Stadt.

Stundenlang wanderte ich durch die Gassen der Altstadt, die in den gigantischen Palast des Kaisers Diokletian hineingebaut ist. Ich dachte der Zeiten, da der begabte Fürst — besetzt durch Christenblut — für seine alten Tage diesen unglaublich großen Riesenbau in Eile erstellen ließ. Wo sind die Herren, wo die Diener von damals, wo die Pracht bei Tage und bei Nacht? Dahin! Der Palast zerfiel, Flüchtlinge aus Salonae nisteten sich darin ein, als Avaren u. a. die Gegend sengten und brannten. Nachkommen germanisch-slavisch-romanischer Mischung wohnen in den engen Gassen und wie ein wirrer Anachronismus mutet es dich an, wenn aus den



Straße in Spalato

Freier atmet die Brust. Kalkstaub und Dunst hört auf, erquickende Meerluft, vermischt mit kräftigem Harzgeruch, erfrischt deine Lungen. Große Ruhe herrscht hier oben. Immer weiter reicht dein Blick. Die Sonne hat aufgehört zu blenden. Sie versinkt hinter den fernen Inseln wie ein großer, blutroter Ball. Das Meer ist ganz glatt, fast ölig. In großen glänzenden Flächen fließen die Farben ineinander. Rotes Gold und tiefdunkles Grün, Sepia und zarter Smaragd, der Sonne Spiegelbild ein Rubin von des Herzbluts Farbe. Sanft läuten die Abendglocken. Lautlos ziehen Schiffe und Schlepper mit farbigen Lichtern. Ferner Gesang, kurzes Lachen, vereinzelt Hundebellen. Still wirbelt zu deinen Füßen am Meer der Rauch aus den Kalköfen. Große Stille kehrt in dein Herz. Dein Geist überspannt die Größe der Schöpfung vor dir und deine Seele trinkt sich hinein in das lodende, dunkle Meer mit seinem Phosphorglanz. „Feierstunden, deinem Herz gewährt, Zeitendauer nie verjährt“. Doch hinunter nach Sphit. Den Corso gilt es noch zu sehen. Das ist ein enger Platz zu Füßen altehrwürdiger Häuser. Auf dem Platz muntere Jugend, oder solche, die nicht alt sein wollen. Und hier muß es der ehrliche Berichterstatter eingestehen: wohl selten hat die Natur soviel verschwendet an den Menschen, wie in diesem Lande, wo dreierlei Blut in den Adern fließt. Die Frauen von Sphit sind in hohem Maße ausgezeichnet durch schöne edle Formen und Bewegungen. Natürliche Eleganz wird unterstützt durch einen erlesenen Geschmack der Kleidung. Gerne vergißt der flüchtige Wanderer, daß des Körpers Schönheit 30 Jahre kaum erreicht. Er freut sich des munteren, hochanständigen Treibens auf dem Corso, da die Freunde und Freundinnen auf dem engen Platz lustwandeln angesichts der Eltern und Verwandten. Doch sollte sein Herz verwundet werden, dann müssen die 30 Jahre eben

T.P.A.

auch erhalten. In Deutschland regnet und schneit es. Hier in Sphit liegen wir noch abends 11 Uhr im Meer. Wunderbar mild ist das Wasser und weich der Sand. Das Meer lockt und schmeichelt: Fürchte dich nicht! Wir aber bleiben schön am Strand und warten bis der Zauberer Mond kommt und seine Kunst zeigt. Gerne kehrten wir nach soviel Schönem zum Alltag zurück. Unsere geschäftlichen Ziele wurden erreicht, und benützen. Der Staat hat zwei Reparationswagen, bestes deutsches Fabrikat, in Dienst gestellt. Für 150 Dinar wird man gefahren. Die private Konkurrenz schafft's um 80 Dinar. Wir ließen uns verleiten und fuhren privat. Sicher fuhr der Wagen und schnell, aber ohne Federn und Komfort. Aus Wolkennähe geht es im Nu zu verschwiegenen Tälern mit einsamen Gehöften und Häusern. In der Mitte liegt eine Wirtschaft, Haltestation. Der Wirt erkennt die neue Zeit und sorgt für reichlichen Tisch und reichliches, gutes Essen. In Gracac ist Volksfest. Taufstag des neugeborenen serbischen Kronprinzen. In großem Kreis dreht sich gelassen das Volk in schmuder Nationaltracht. Das ist Tanz, sinnvoll und volkstümlich, anders als Schimmy u. dgl. Blödsinn. Dalmatien war teuer und wir wollten sparen, darum nahmen wir 3. Klasse nach Agram. Nie werde ich diese Fahrt vergessen, niemals diesen Taufstag des serbischen Kronprinzen. Wir mußten erkennen, daß Kroatien „gesegnetes“ Land ist, daß nicht mehr Schmalhans Küchenmeister ist, wie oben im Land der Steine und zerzausten Wälder. Der Zug wurde voll von Festteilnehmern, die auf ihre Art gefeiert hatten. Es kreiste der Sliwowie, es tönte das Volkslied, die es aber entweiheten und das Feuerwasser wie Wasser tranken, das waren die dem Volke längst entfremdeten, zusammengewürfelten Arbeiter und nicht zuletzt das Bahnpersonal. Wir wundern uns über die zahllosen Unfälle in Serbien nicht mehr. Ohne Schlaf verging die Nacht. Gegen Morgen wurde der „Festzug“ auch noch „Marktzug“, und nur dank sehr guter Konstitution erreichten wir wieder heil Kroatiens Hauptstadt.

oe.



Bei der Nargileh



Der Dramendichter **Josef v. Lauff**, *Transatl.*
feiert am 16. November seinen 70. Geburtstag



Zum 5. Todestage des Dichters **Wilhelm Raabe**,
sein Wohnhaus Spreegasse in Berlin *Fototh.*



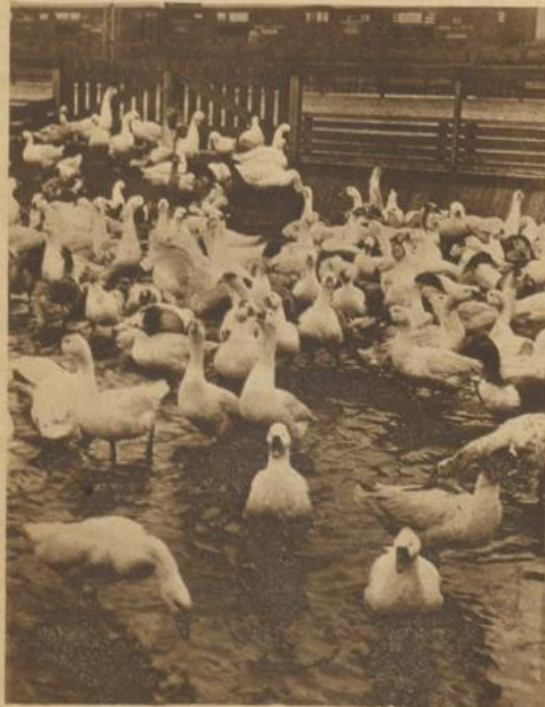
Zum 60. Geburtstag des Romanschriftstellers
Paul Oskar Höcker *Fotothek*



Die Reismühle im Würmtal bei Gauting — die sagenhafte Geburtsstätte Karls des Großen



Das Verfahren gegen Dr. Jänike — In der Mitte: Dr. Jänike
Wipro



Die St. Martinsgans
Sennede



Dr. **Junkers**, der bekannte Flugzeugforscher
Wipro



Zum 100jährigen Jubiläum der Nähmaschine —
Im Konstruktions-Büro *Atlantic*

Glühende Ketten

Original-Roman von ROB. M. FERLING †

Alle Rechte vorbehalten!

Nachdruck verboten!

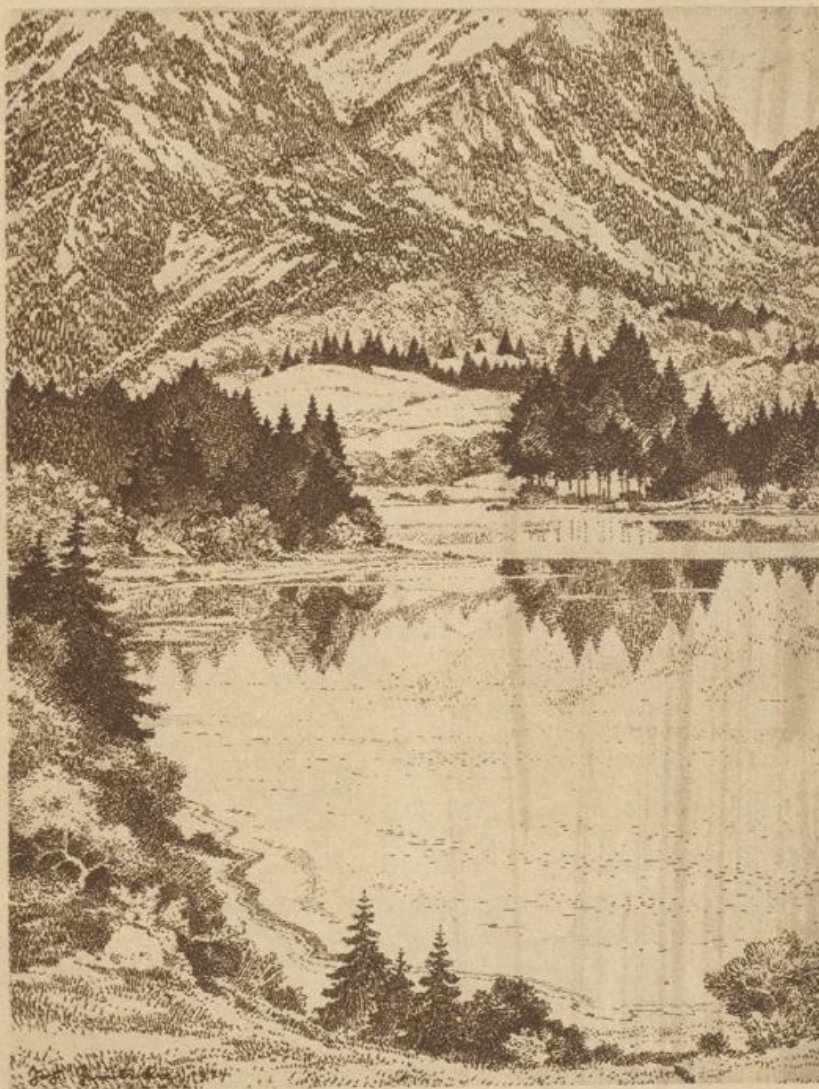
6. Fortsetzung

Ich hatte von Olga die Erinnerung, daß sie die schönere sei. Als ich sie aber jetzt sah, verstand ich mein Urteil nicht mehr. Sie war wohl eine elegante Erscheinung, mit viel reichlicherer Toilette als Marusa, die stets sehr einfach ging, aber ihre krankhaft zarte Figur konnte sich mit Marusa nicht entfernt vergleichen. Auch geistig war sie unter der geliebten Frau. Während diese tiefgründig und gerecht über alles urteilte, war Olga Vladimirovna leichtfertig und ungemein farcassisch. Die Deutschen haßte sie und sah sie für reine Teufel an. Sie fühlte sich nur als Herrin, als Vertreterin des auserwählten Volkes. Ihr Mann, dem sein Reichthum ausschließlich Beschäftigung mit Musik erlaubte, ohne daß es ihm dabei gelang, Besonderes zu bieten, war freundlich und heiter. Er glich einer Frau an Bartheit völlig. So ungünstig die Stimmung der Ankömmlinge aus Petersburg gegen die Deutschen auch war, Marusa verstand es, mich gut in den Kreis einzuführen und gegen alle Anfeindungen zu beschützen. Erst später verstand ich alle Opfer, die sie mir gebracht, womit sie meine treue Liebe vergalt. Ich war mit ihr die Verkörperung der Anschauung, daß Volkshatz Wahnsinn ist und zumal die gebildete Menschheit verpflichtet ist, eins zu sein. Selbst Olga Vladimirovna wurde mir mit der Zeit gnädig gesinnt, sie mußte ja sehen, wie ich an Marusa hing und Liebe wird in Rußland heilig gehalten, ganz gleich, ob ein Gefangener oder Freund liebt. Ja zuletzt bildeten die drei Geschwister eine Art Schutzband für mich und taten alles, um mein Los leicht zu gestalten und mich alles Entbehren vergessen zu lassen. Als ich einmal eines der meteorologischen Instrumente zerbrach, erklärte Marusa dem erzürnten Vater, das habe sie getan und schützte mich dadurch vor einer unangenehmen Rüge. Der Vorfall machte auf mich den tiefsten Eindruck, und ich beschloß weiter still zu harren, bis meine Liebe sich erfülle. Nicht lange nach der Ankunft von Marusas Schwester kamen ihr Vetter und dessen Frau von Atamanskoje an. Er diente als Oberleutnant in einem Ussurkeressens-Regiment und wollte einen Fronturlaub mit seiner Frau, einer feingebildeten dunkeläugigen Gräfinin im Walde verleben. Mit ihm stellten wir, d. h. Marusa und ich uns vom ersten Augenblick an ganz ausgezeichnet. Der junge Offizier war von heiterem, überaus höflichem Wesen. Wir musizierten zusammen, photographierten die Damen, lachten und scherzten, Tag um Tag. Marusa lebte richtig auf. Das Vergessen machte sie unendlich schön, sie bekam Farbe und wurde voll Einfälle und sprühendem Witz. Mir gab das oft einen schmerzhaften Stich, sah ich doch, wie sie sein könnte in normalen Verhältnissen. Wäre sie glückliche Frau und Mutter, so würde sie einen Stern erster Größe darstellen.

So kam der Tag, den ich nie vergessen werde. O, wäre es nie Rosenzeit gewesen, hätte nie das Herz gehofft! Welches Lieblings-

lied sang sie doch immer? Lied — war es wirklich ein Lied, nicht vielmehr ein Klagen und Weinen, das nie passen wollte zu der Schönheit der Jahreszeit. „Warum mußt jene Nacht so schön nur sein — ohn' sie schmerzt nicht Brust, litt' nicht die Seele mein.“

Es war ein Julimorgen. Sergejs Namens-



Bergsee
Zeichnung von J. Grutsko

tag. Nochmals holte die Natur alle ihre Schönheit hervor, diesen Tag zu schmücken. Glühend brannte die Sonne, aus der Weite klang nichts als das Zirpen der Grillen und das Geräusch der Schnitter. Seit dem frühen Morgen war ich voll Unrast und Sorge. Marusa hatte meinen Blumengruß erstmals mißachtet. Den ganzen Vormittag sah ich sie nicht. Ich wußte, daß sie aufgestanden war; denn ich hörte vor ihrem Fenster, wie sie „den einsamen Wanderer von Grieg“ spielte und schwermütig die Worte dazu sang.

War das das Namenstagfest, das wir so festlich hatten begehen wollen?

Indem begegnete mir Kozarjoff und rief mir zu: „Die Herrin geht fort, Deutscher; es wird langweilig werden.“ „Wann?“ fragte ich ihn. „Nu, dieser Tage — nach Petersburg — zu Olga Vladimirovna.“ Ich erschraf und flehte den Augenblick herbei, da ich mit ihr sprechen konnte. Jetzt mußte die Entscheidung fallen.

Indes, Marusa wich jedem Zusammentreffen aus. Sie schien mir bei Tisch schweigsamer als je, wengleich sie ab und zu mit ihrem Vetter und seiner Frau heitere Scherze und Trinksprüche tauschte. Zwischen dem Mittagmahl und Nachmittagsstee verließ sie uns. Nicht nur ich, auch die anderen machten sich darüber ihre Gedanken. Nach dem Tee schien Marusa wieder ganz ausgeräumt. „Wir werden jetzt Krebsen gehen. Für Tamara soll heute abend eine feine Krebsjuppe gekocht werden. Sie, Herr Ferling, darf ich bitten, nachzukommen, wenn Sie Ihre Beobachtungen gemacht.“ Ich versprach, mich pünktlich einzustellen. Es dämmerte schon im Walde, als ich das Boot vom Ufer band. Ich fuhr die Tschuburka abwärts, lautlos auf dem ruhigen Wasserspiegel zwischen schilfigen Ufern. In der Ferne sah ich die niedrige Dammbücke, über welche die Mosow Strasse führte. An dieser Stelle war die Tschuburka breit und tief und besonders ruhig infolge der Stauung. Ich sah im Schiff, den Blick flussabwärts gerichtet, versunken in das erregende Schauspiel der untergehenden Sonne. Ihr roter Ball blutete hinter einem Walde. Nicht, zart und sterbend, zitterte über die Wasserfläche. Immer silbriger und kälter wurden die Farben und stille bebten Kreise durch ihre Schattierungen, wenn ein Fisch oder das Ruder die Oberfläche des Wassers berührten. Auf der Brücke ans Geländer gelehnt stand die sepiafarbige Silhouette Marusas und der Gäste. Ganz scharf hoben sie sich von dem grünlichen Abendhimmel ab. Wie warm und lebendig sie schienen vor dem kalten, stillen Hintergrund. Marusa war wie immer mit Leidenschaft dabei, sie hatte bei Sport immer einen gewissen Ehrgeiz. „Erinnerungen an Bergangenes und Möglichen“, wie ich es öfters nannte. Ich fuhr, um die Gesellschaft nicht stören, in großem Bogen aufs Ufer zu und legte neben dem Brückenkopf an. Ich sprang rasch aus dem Boot

und eilte zu Marusa, um sie zu begrüßen. Sie war sehr lebhaft und freudig erregt, trocken doch schon über 150 Krebsen in dem Eimer neben ihr durcheinander. „Das ist schön, daß Sie kommen. Sehen Sie, wieviel ich schon gefangen habe. Wir werden ein Nachtessen haben, wie es nur in Rußland möglich ist. Sergej, sieh, wieder zehn Stück auf dem Teller.“ Vor Eifer war sie ganz erregt und fand kaum Zeit, mir einen Blick zu schenken. Als sie sich bückte, um die krabbelnden Krebschen vom Teller netz zu lösen, half ich ihr und sagte ihr dabei rasch ins Ohr: „Marusa, Tamaras Namenstag darf nicht zu Ende gehen, ehe ich dein Wort habe, daß du mich liebst.“ Da ging ein Leuchten über den Horizont und den Spiegel der Tschuburka. Wir richteten uns beide auf; sie sah mich mit so unendlicher Trauer und Zärtlichkeit an, eine, zwei Sekunden, dann rief sie: „Nach Hause, meine Herrschaften; es wird kühl. Oletschka, gib mir den Schal.“ Man lud die Krebsen im Faß auf den Wagen. Auf einem

andern Fuhrwerk nahmen die Geschwister Platz, während ich mein Boot bestieg und langsam zum weißen Haus zurückruderte.

Der Tag ging zu Ende. Die Gäste hatten sich entfernt und nur der engere Familienkreis saß noch auf der Veranda. Anastasia Kontratiowna hatte einen Grammophon aufgestellt und ließ schwermütige Zigeunerromenzen spielen. Davor hatte ich Angst, denn jenes Lied sang Marusa so oft still vor sich hin und so schien mir, als ob dieses Lied ihre ganze Schwermut, ihr ganzes Leiden enthalte. Es war schwül, am nordöstlichen Himmel zeigten sich finstere Wolken und von Zeit zu Zeit huschte schwefelgelbes Licht darüber hin. Marusa schlug mir vor, auf die Bank am Waldrande gegenüber dem Hause zu sitzen. Von da aus hörten wir der Musik zu. Ich war tief bedrückt und manchmal waren mir die Tränen nahe. Die einsame Frau — bei den Klängen der Romenzen erschien sie mir gerade als einsam, wie ich mir einsam und verlassen vorkam, wenn sie Griegs „Der einsame Wanderer“ spielte — saß tief gebeugt, die Hände auf der Brust gefaltet. Als die Lieder aus waren, rief sie den Verwandten zu: „Meine Herrschaften, gehen wir auf die Brücke! Es kommt ein herrliches Gewitter.“ Alle zusammen stiegen wir zum Fluß hinunter. Dort war eine Anlegebrücke ins träge Wasser hineingebaut worden. Auf deren Mitte, von lang gewipfeltem Schilf umgeben, stand eine Bank. Die Damen nahmen auf dieser Bank, indem sie sich zärtlich umarmten. Ich lehnte mich mit Sergej ans Geländer. Niemand sprach ein Wort, alle schauten wie unverwandt auf die dunkle, leuchtende Nachburka. Gegenüber dem sachte und geheimnisvoll wogenden Schilf erhob sich ein Pappelgehölz. Nacht und drohend stand es da, nur sanftes Rauschen kündete, daß es keine Kulisse war. Ein großartiges, erschütterndes Drama spielte sich am Himmel ab. Grelle Feuer zuckten und glühten hinter den Pappeln am Himmel auf und ließen einen mächtigen Kampf zwischen dichtgeballten Wolken erkennen. Im gelben Scheine starrten die Bäume wie riesige Skelette in die Luft, um gleich darauf in völliges Dunkel zurückzusinken. Dumpfes Grollen zitterte durch die Nacht. Marusas Haar hatte einen wunderbaren Glanz. Wie sie so dasaß, den Kopf in die Hände gestützt, den Blick unverwandt auf

das Schauspiel der Elemente gerichtet, machte sie fast einen unheimlichen Eindruck. Dann und wann schien es, als entringe sich ihrer Brust ein tiefer Seufzer. Als das Grollen des Donners stärker wurde, brach die Gesellschaft auf und ging nach Hause zurück. Ich verabschiedete mich von allen, schlug aber nicht den Weg zum Treibhaus ein, sondern ging die Allee hinaus. Mir war, als ob Marusa heute noch einmal kommen müßte. Eine innere Stimme sagte mir das. Einigemal ging ich auf und ab. Plötzlich sah ich aus der Veranda einen Schatten heraustreten. Ich hielt die Hand aufs Herz, es wollte beinahe springen.



In treuer Hut

Sie war es. In ihr dunkles Tuch eingehüllt, stieg sie die Stufen zum Wege herab. „Herr Ferling!“ „Marusa!“ „Ich komme — aber nur für eine Minute. Gehen Sie mit bis zum Ende der Allee.“ Es klang sehr aufgeregt und fast verzweifelt. Gleichmäßig schritten wir die Allee entlang. Der Mond war aufgegangen und in zerfetzten Wolken verschlang sich sein Licht mit dem des Blizes. Am Ende der Allee, wo das Reich des Waldes und der Steppe begann, machten wir Halt. — „Marusa,“ begann ich, „länger kann ich die Ungewissenheit nicht tragen, leben wie im Traum, dahinträumen ohne Leben. Schwerer als alle Sklavenarbeit drückt dieses Los. Gib mir dein Wort, daß du mich liebst, mach mich frei, ich will dein Mann sein, Walodjas Vater. Sprich; ich weiß, du liebst auch mich ein wenig.“ „Nichts weiß ich, will nichts wissen, schweigen

Sie, ja, eine schlechte Frau, eine schlechte Mutter bin ich, das weiß ich. Hören Sie, lassen Sie ab von mir. Sieben Jahre bin ich älter wie Sie. Lassen Sie mich, es ist ein Traum.“ „Kein Traum, Wirklichkeit, Marusa; ich weiß alles, will alles tragen, alles tun.“ „Unmöglich. Gehen Sie, eine schönere Liebe wartet ihrer, ich kann nicht, ich darf nicht.“ Da trat der Mond hinter den zerrissenen Wolken hervor und ich sah ihr bleiches, marmorähnliches Gesicht. „Marusa, du bist schön, das Schönste für mich auf der Welt.“ Ein schmerzliches Lächeln war die Antwort. Wie eine Mutter legte sie ihre kalte Hand auf meine Stirne. Ich ergriff diese Hand und preßte sie lang und heiß an meinen Mund. Der Sturm wurde stärker, das Rufen der Blitze erleuchtete fortwährend die schreckhaft weiße Allee.

Wie willenlos ging sie neben mir. Kurz vor dem Haus führte ein schmaler Weg ins Gebüsch. Dort stand unter tiefhängenden Zweigen eine alte morsche Bank. Marusa ging wie im Traum auf sie zu. Sie hatte sich von mir losgemacht und eilte sehr.

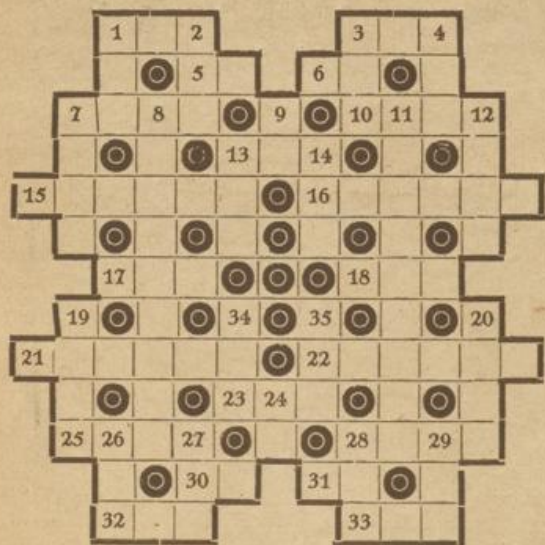
„Hier,“ rief sie halblaut, „sehen Sie diesen Platz. Sie unglücklicher, lieber Mann! Hier war der Anfang und das Ende einer großen Liebe. Hier sah ich ihn, hier schwor er mir.“ „Was erinnern Sie daran, lassen Sie es — er ist doch tot.“ „Er lebt!“ rief Marusa, daß ich erschrak. „Nun wissen Sie es, ich darf nicht lieben, Sie mich nicht.“ „Lass ihn leben“, wollte ich in brennendem Schmerz

rufen und streckte meine Hände nach ihr; aber ein greller Blitz blendete mich und als der Donner Schlag vorbei, stand ich allein.

Schwere Tropfen klatzten aufs Laub, ein Wind erhob sich, das Gewitter kam zum vollen Ausbruch. In dieser Nacht schlief ich nur sehr wenig und dazu unruhig mit bösen Träumen. Die Gewitter, die sich von allen Seiten erhoben, ließen mich nicht zur Ruhe kommen. Ich hatte die Türe zum Glashaus offen gelassen, so daß ich die unaufhörlichen Blitze immer vor Augen hatte und von ihnen erschreckt wurde.

Mir war es so elend zu Mute, daß es unmöglich ist, den Zustand zu beschreiben. Das ganze Gebäude süßer Träume und seliger Hoffnungen war jäh zusammengebrochen. Es war mir völlig klar, daß von diesem Tage an mein Verhältnis zu Marusa von Grund aus sich verändern müsse. (Fortsetzung folgt.)

Kreuzwort-Rästel



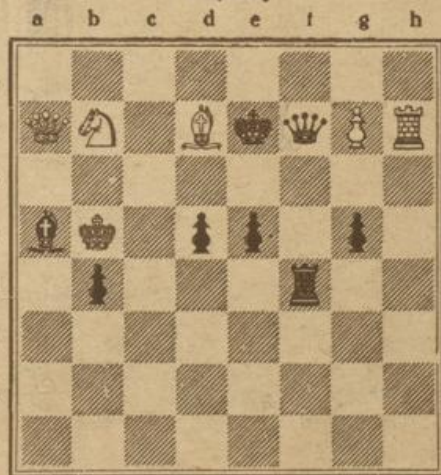
Die zu erratenden Worte haben folgende Bedeutung:
 Senkrecht: 1. Fisch, 2. Schiffseite, 3. Lotterieurkunde, 4. span. Titel, 7. Wild, 8. asiat. Insel, 9. Note, 11. Fahrzeug, 12. Zahl, 13. Niederlassung, 14. Getränk, 19. Vogel, 20. Körperteil, 24. franzöf. Fürwort, 26. Nebenfluß des Rheins, 27. Wasserströmung, 28. griech. Buchstaben, 29. Buchst. 34. Kind, 35. Körperteil. — Wagrecht: 1. andere Bezeichnung für Welt, 3. Körperteil, 5. Note, 6. Italien. Tonzeichen, 7. weibl. Vorname, 10. verwittertes Gestein, 13. Himmelsgegend, 15. deutscher Dichter,

16. bibl. Person, 17. Hirtengott, 18. deutscher Badeort, 21. Bagabund, 22. Hauptstadt von Kuba, 23. engl. Anrede, 25. Papiermaß, 28. deutscher Fluß, 30. Abkürzung für Oregon, 31. ital. Tonzeichen, 32. Unwahrheit, 33. türk. Männername. — q = ein Buchstabe. R. Pl.

Schach-Aufgabe Nr. 24

Von R. D., Achern

Schwarz



WeiB
 WeiB setzt in 3 Zügen matt

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 23

WeiB Schwarz

1. Te1-a1! um der Dame Feld g1 u. b1 frei zu machen
 2. Db6-g1
 3. Dg1-b1 †
 1. Lg5-d8 (e7);
 2. Ld8-g5 erzw.
- Auf andere Züge des schw. Läufers od. Springers folgt matt durch De6 oder Df6 schon im 2. Zuge.

Auflösung des Kreuzwort-Rästels:

O	F	E	N	M	A	I	S
M	A	S	T	E	R	L	E
E	L	A	N	E	M	S	E
G	L	U	T	R	E	E	L
A							E
	R	A	T	T	A	L	
	I	R	E	Ö	S	E	
I	N	E	L	F	I	A	
	D	R	I	F	M		

Auflösung des Arithmogriphe:

Socke L, Tunne L, Ari E, Utrech T, Fatu M, Funcha L, Agath E, Cranac H, Hanniba L, Exaud I, Rosto W.
 Stauffacher — Wilhelm Tell